

Randbemerkungen zum Verhältnis von Historie und Archäologie, insbesondere mittelalterlicher Geschichte und Mittelalterarchäologie

VON REINHARD WENSKUS

Die in diesem Bande vorgelegten Forschungen sollten Ergebnisse der Archäologie den Historikern zur Diskussion stellen. Hier kann nur die Stellungnahme eines Historikers geboten werden, der sich zwar zu der Forschungsrichtung rechnet, die sich vor allem im Konstanzer Arbeitskreis repräsentiert, der vergleichenden Landes- und Verfassungsgeschichte, der aber zu diesen Problemen eine Sonderauffassung vertritt, die nicht verallgemeinert werden darf. Auf einzelne der umstrittenen Thesen wird hier eingegangen werden, ohne daß alle Konsequenzen deutlich werden können. Das ist bedauerlich, weil die Gegenposition dadurch vielleicht zu kurz kommt. Auch die Tatsache, daß ein Vertreter derselben vor einigen Jahren sich in der neuen »Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters« dazu geäußert hat ¹⁾, gleicht diesen Mangel nicht aus, denn dieser Aufsatz dient einem anderen Zweck. Er ist ein Fazit der wichtigsten bislang vorgelegten archäologischen Forschungen vom Standpunkt des Historikers des Mittelalters und ein Wunschkatalog für das, was dieser sich in Zukunft vom Archäologen erhofft ²⁾. Freilich ist der Gegensatz im theoretischen Ansatz nicht überzubewerten, da es sich immer wieder zeigt, daß dieser bei der praktischen Behandlung der Einzelprobleme weitgehend abgebaut wird. Dennoch dürfte es nützlich sein, die gegensätzlichen Positionen als Ausgangspunkt der Betrachtung zu benutzen.

Der Gegensatz entzündet sich an einem Rezept für die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Geschichtswissenschaft und prähistorischer Archäologie, das einer negativen Erfahrung seine Formulierung verdankt: »Getrennt marschieren, vereint schlagen« ³⁾. Mir erscheint diese Handlungsanweisung einerseits als zu grob, andererseits als undurchführbar und daher nutzlos. Sie ist ebenso unangemessen wie die Forderung »nur Ver-

1) W. SCHLESINGER, Archäologie des Mittelalters in der Sicht des Historikers. Zeitschr. f. Archäologie des Mittelalters 2, 1974, S. 7-31.

2) Für einen begrenzten Fragenkreis hat auch die Mittelalterforschung in der DDR einen Wunschkatalog formuliert: E. MÜLLER-MERTENS, Die Genesis der Feudalgesellschaft im Lichte der schriftlichen Quellen und die Fragen des Historikers an den Archäologen, in: Probleme des frühen Mittelalters (1966).

3) Dies Wort wurde noch auf der Herbsttagung (5./8. Okt.) 1976 von J. FLECKENSTEIN im Anschluß an J. WERNER als »bewährtes strategisches Rezept« bezeichnet. Vgl. das Protokoll Nr. 208, S. 4 f.

gleichbares zu vergleichen« oder nur »gleiches mit gleichem« zu vergleichen ⁴⁾, denn um festzustellen, ob etwas »vergleichbar« oder »gleichartig« ist, muß ich schon verglichen haben, wenn ich nicht unempirisch-dogmatisch etwas von vornherein als »unvergleichbar« deklariere, was aus emotional getränktem Vorurteil heraus häufig genug vorkommt.

Aufgabe der Wissenschaft aber ist es doch wohl, derartige Vorurteile durch sachlich begründete Urteile zu überwinden. Erst wenn sich im Vergleich etwas diesem Versuch so weit widersetzt, daß eine sinnvolle Aussage unmöglich wird – etwa weil die Anzahl der gemeinsamen Merkmale der verglichenen Objekte zu gering war –, kann das Bemühen abgebrochen werden. Dennoch ist es nicht umsonst gewesen, denn auch die Feststellung der Nichtübereinstimmung weist auf ein Faktum, das uns hilft, die »vergangene Wirklichkeit« zu rekonstruieren. Ja es kann in einzelnen Fällen geradezu dazu führen, historische Individualität von allgemeinen Zuständen abzuheben.

Die negative Erfahrung, der der umstrittene Satz seine Formulierung verdankt, waren mehrdeutige, z. T. gegensätzliche Interpretationen archäologischer Befunde und räumlich abgrenzbarer Fundgruppen im Hinblick auf ihre ethnische Zuordnung. In einer Zeit, in der das Interesse an der Geschichte weitgehend durch nationale Impulse wachgehalten wurde, mußte auch die Vorgeschichte, wenn sie sich als historische Wissenschaft verstand, davon beeinflusst werden. Daher ist es ganz zeitgemäß, wenn ein Verfechter der ethnischen Deutung von Kulturprovinzen wie G. Kossinna die deutsche Vorgeschichte als »eine hervorragende nationale Wissenschaft« verstehen konnte ⁵⁾. Von der Diskreditierung übersteigerter nationalistischer Vorstellungen vor allem nach dem Zusammenbruch von 1945 war eine solche Vorgeschichte mit bedroht, und viele ihrer Vertreter glaubten, mit der grundsätzlichen Aufgabe ethnischer Fragestellungen ihr Fach mit dem neuen Zeitgeist versöhnen zu können, nachdem schon einige Zeit vorher immer wieder kritische Stimmen laut geworden waren. Daß dies eine Fehlreaktion war, habe ich vor zwei Jahrzehnten deutlich zu machen versucht ⁶⁾, und zwar vor allem mit dem Hinweis, daß eine Zeit, deren Gruppenbewußtsein weithin gentil bestimmt war, zu ihrer angemessenen Darstellung eine Berücksichtigung dieser Denk- und Verhaltensweise notwendig macht. Die Vorgeschichte mußte, wollte sie ihr Verständnis als historische Wissenschaft nicht aufgeben, dieser Tatsache gerecht werden ⁷⁾. In der Tat hat man heute im allgemeinen

4) So etwa auch H. STEUER, Archäologische Versuche zur Erforschung der Sozialstruktur frühgeschichtlicher Populationen, in der Protokollfassung, vgl. S. 595 ff.

5) G. KOSSINNA, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft (1. Aufl. 1912, 4. Aufl. 1936).

6) R. WENSKUS, Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes (1961), vor allem S. 113 ff. Bemerkungen zum Problem der sog. »ethnischen Deutung« vorgeschichtlicher Fundgruppen.

7) Auch W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 8 erscheint es fraglich, ob man Versuche zur ethnischen Deutung ganz aufgeben sollte: »Mit Resignation ist noch nie eine Wissenschaft weitergeführt worden.« Vgl. auch ebd. S. 30.

einen vorsichtigen Mittelweg beschritten, z. T. von meinen damaligen Hinweisen ange-regt⁸⁾. Selbst scharfe Kritiker Kossinnas wie R. Hachmann⁹⁾ folgen seinem Denkan-satz. Es scheint hier, als ob nicht dieser Denkansatz Kossinnas, sondern nur seine Durch-führung, seine vom heutigen Urteil her mangelhafte Arbeitsweise beanstandet wurden. Meiner Meinung nach war es aber vor allem die Übertragung eines falschen Denkmo-dells, das auf einem zeitgebundenen, überholten Stammesbegriff beruhte, welches in die Irre führen konnte. Wenn es auch noch weiterführender Forschung darüber bedarf, wel-ches die Kriterien ethnisch relevanten Fundgutes sind, wird die Fragestellung als solche kaum mehr grundsätzlich angezweifelt¹⁰⁾, eher schon manchmal zu unreflektiert hinge-nommen. Auch vor diesem Kreise hat W. Winkelmann ein Thema behandelt¹¹⁾, das davon berührt wird und ganz im Sinne W. Schlesingers¹²⁾ die ethnischen Verhältnisse in bezug auf die Großstamm-bildung der Völkerwanderungszeit und dabei vor allem das Frankenproblem behandelt. Die ethnische Zuweisung der Befunde, die hier vorgelegt wurde, leuchtet unmittelbar ein, dennoch wird man andere Interpretationen¹³⁾ weiter diskutieren müssen.

Einige Forscher verbanden mit dem Erlebnis des Mißerfolges der Versuche ethnischer Deutung die Vorstellung, daß dafür eine unzulässige Vermischung archäologischer und philologisch-historischer Methoden verantwortlich sei. Man erhob die Forderung nach der Beschränkung auf die eigene, saubere Methode. In Verbindung mit den weiter beste-

8) Vgl. etwa J. BERGMANN, Ethnosozilogische Untersuchungen an Grab- und Hortfunden der älteren Bronzezeit in Nordwestdeutschland, in: *Germania* 46 (1968) S. 224–240; DERS., Die ältere Bronzezeit Nordwestdeutschlands. Neue Methoden zur ethnischen und historischen Interpretation urgeschichtlicher Quellen (Kasseler Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 2, 1970); DERS., Ethnos und Kulturkreis. *Prähist. Zeitschr.* 47 (1976) S. 105–110; DERS., Zur ethnischen und historischen Interpretation urgeschichtlicher Quellen. *Germania* 52 (1974) S. 161–169.

9) R. HACHMANN, Die Goten und Skandinavier (1970); die Kritik an Kossinna hier S. 145 ff.; S. 342 ff. Gleichsetzung der Masowischen Kulturgruppe mit den Goten. Vgl. zu Kossinnas Ansatz auch H. MÜLLER-KARPE, Einführung in die Vorgeschichte (1975) S. 31 f.

10) Während etwa J. WERNER, *Germania* 29, 1951, S. 27, nach dem Vorgang von H. ZEISS (*Prähist. Zeitschr.* 22, 1931, S. 242) die ethnische Deutung noch zurückstellen wollte, folgerte H. BEU-MANN aus einer Bemerkung J. WERNERS eine Rehabilitierung; vgl. Protokoll Reichenautagung Nr. 208 (5./8. Okt. 1976) S. 4.

11) W. WINKELMANN, Westfalen zwischen Franken und Sachsen (4.–8. Jh.). Leider konnte die schriftliche Fassung nicht mehr rechtzeitig fertiggestellt werden.

12) H. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 8 f.

13) Ich verweise auf eine Äußerung von J. WERNER, der das Grab von Beckum mehr in fränkischem Zusammenhang sah, aber erst eine ausführliche Publikation für notwendig hielt, um ein endgültiges Urteil zu wagen. – Die Bemerkung Einhards, *Vita Karoli Magni* c. 7, daß die Sachsen-Franken-Grenze vor 772, abgesehen von einigen Stellen, durch bebautes Land verlief (*termini videlicet nostri et illorum poene ubique in plano contigui, praeter pauca loca, in quibus vel silvae maiores vel montium iuga interiecta utrorumque agros certo limite distermant*) widerspricht der Vorstellung von unbewohnten Grenzsäumen, wie sie Caesar und Tacitus vermitteln, und wäre eine archäologische Untersuchung wert.

henden, ja noch stärker als früher betonten Bemühungen um interdisziplinäre Zusammenarbeit, die ja auch der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte praktiziert, ergab sich dann das umstrittene Rezept: »Getrennt marschieren, vereint schlagen!« Diese Handlungsanweisung kann doch wohl nur bedeuten, daß man sich so lange wie möglich auf die facheigenen Methoden zu beschränken habe, ehe man mit Hilfe der anderen Disziplin eine Synthese versuchen darf. Praktisch ergeben sich daraus eine Reihe weiterer Fragen:

1. Was wird unter der eigenen Methode verstanden?
2. Wie weit trägt diese Methodengruppe, und in welche Richtung zielen ihre Ergebnisse? Wie weit ist diese Zielrichtung der Fragestellung der anderen Disziplin (in diesem Falle der allgemeinen Geschichte) angemessen?
3. In welcher Form und zu welchem Zeitpunkt kann es zur Zusammenarbeit mit der Nachbardisziplin kommen?

Weitere Fragen können vorerst beiseite bleiben.

1 a) Versuchen wir uns zuerst über die erste Frage klar zu werden. Dabei muß gleich anfangs festgestellt werden, daß weder die Geschichtswissenschaft noch die prähistorische Archäologie Wissenschaften sind, die sich von Anfang an *eigene Methoden* geschaffen haben. Beide beruhen vielmehr auf Methoden älterer Disziplinen und haben diese für ihre Zwecke in bestimmten Richtungen verändert und verfeinert. Man kann also nur in eingeschränktem Sinn von »eigenen« Methoden sprechen.

Die Geschichtswissenschaft ist eine Tochter der Philologie^{13a)}, mögen auch eine ganze Reihe anderer Geisteswissenschaften (Theologie, Rechtswissenschaft usw.) maßgeblich beteiligt gewesen sein. Diejenigen *Schriftquellen*, die im Mittelpunkt stehen, erzählen von Vorgängen, berichten über Ereignisse. Beschreibendes fehlt nicht, doch ist es im allgemeinen nur Folie, nur Hintergrund, vielfach bietet es die Rahmenbedingungen des Geschehens: Andere Quellengruppen, wie Urkunden, haben diese Wissenschaft wesentlich wissenschaftlich gemacht, können jedoch – abgesehen von ihren narrativen Elementen – meist nur dazu dienen, den Gang der Vorgänge zu korrigieren und zu präzisieren. Alle diese Quellen sprechen nicht unmittelbar zu uns, sondern bedürfen der Kunst der Interpretation, deren Anfangsgründe von der Philologie vermittelt wurden, die je nach Quellengattung bestimmten Sondergesetzen folgt und in ständiger methodischer Reflexion in immer neuer Weise neue Variationen hervorbringt. Diese Quellen sind Überreste der »vergangenen Wirklichkeit«. Nur ein – wenn auch der größte – Teil von ihnen hat aber intentionale Elemente, will etwas überliefern.

13a) Dazu H.-G. GADAMER, *Wahrheit und Methode* (3. Aufl. 1972) S. 166; vgl. S. 185 f.

14) Vgl. R. WENSKUS (wie Anm. 6) S. 115, wo darauf hingewiesen wurde, daß eine entsprechende Forderung auch von der Sprachwissenschaft gestellt wurde; z. B. H. KRAHE, *Sprache und Vorzeit* (1954) S. 3.

15) W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 7.

b) Überreste der »vergangenen Wirklichkeit« sind auch die Quellen der Archäologen. Bei ihnen ist aber der Anteil derjenigen, die Intentionelles enthalten, viel geringer als bei den Schriftquellen. Wenn man auch Schlesinger darin zustimmen kann, daß durch diesen Unterschied ein prinzipieller Gegensatz zur Geschichtswissenschaft im engeren Sinne nicht entsteht, so hat er forschungsgeschichtlich doch dazu geführt, daß die Quellen der Archäologie weithin nach naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten erfaßt und geordnet wurden. Es wäre noch näher zu untersuchen, ob dies wesentlich mehr daran liegt, daß etwa in Deutschland Physiker wie Otto Tischler oder Mediziner wie Rudolf Virchow bei der Grundlegung der Disziplin maßgeblich beteiligt waren, oder ob dies vorwiegend ein Sachzwang war. Wie dem auch sei, die heute von Archäologen als »eigen« empfundenen Methoden sind weit überwiegend aus naturwissenschaftlichen entwickelt worden. Die formenkundlich-typologischen Arbeitsweisen sind dem darwinistischen Muster nachgebildet ¹⁶⁾; die stratigraphischen Methoden der relativen Chronologie fußen auf geologischen Voraussetzungen; zur absoluten Chronologie sind naturwissenschaftliche Ansätze wie die Warwenschronologie, Radio-Karbon-Datierung und Dendrochronologie herangezogen worden, und die wichtige Kartographie, die auch zur Datierung beiträgt, ist letzten Endes geographischer Herkunft.

Es ist sehr bezeichnend, wenn selbst ein für historische Fragestellungen so aufgeschlossener Archäologe wie H. Jankuhn die Dendrochronologie als Mittel hervorhebt, die Archäologie des Mittelalters von historischen Daten »unabhängig« zu machen ¹⁷⁾. Historische Daten werden also letztlich als fremde empfunden, von denen man sich möglichst befreien muß. Aus dieser Haltung heraus ist es verständlich, wenn auch in diesem Band Beiträge enthalten sind, die entweder weitere naturwissenschaftliche Methoden und Techniken für archäologische Probleme nutzbar machen ¹⁸⁾ oder die von vornherein von Naturwissenschaftlern dargeboten werden ¹⁹⁾. Naturwissenschaftliche Methoden werden also ohne Schwierigkeiten integriert und als »eigene« empfunden; naturwissenschaftliche Termini können ohne Bedenken in das eigene Begriffssystem übernommen werden. Diese bis in die Art der Begrifflichkeit reichende Grundhaltung ist dafür verantwortlich, wenn so viele Historiker die archäologischen Anfangskapitel geschichtlicher Sammelwerke immer noch als eine Art Fremdkörper empfinden, wozu sie eine aus eigener Arbeitserfahrung entwickelte Abwehrhaltung gegen die Verwendung naturwissen-

16) H. J. EGGERS, Einführung in die Vorgeschichte (1959) S. 94.

17) Reichenau – Protokoll Nr. 191, S. 97.

18) So etwa R. PITTIONI, Über Ergebnisse und Probleme der Industriearchäologie, in diesem Band S. 373 ff., der der Hilfe des Bergmanns für petrographische und lagerstättenkundliche und der des Physikers für spektralanalytische Methoden gedenkt, und R. PLEINER, Die Technik des Schmiedehandwerks des 13. Jhs. im Dorf und in der Stadt, in diesem Band S. 393 ff., der die Metallkunde in den Dienst der Archäologie stellt.

19) M. WILLERDING, Botanische Beiträge zur Kenntnis von Vegetation und Ackerbau im Mittelalter, in diesem Band S. 271 ff.

schaftlicher Denkweisen treibt. Das gilt natürlich vor allem für jene Historiker, deren Interesse noch immer in erster Linie auf das politische Ereignis gerichtet ist, während jene Geschichtswissenschaftler, die wie Fernand Braudel ²⁰⁾ den Prozessen mit *longue durée* größere Aufmerksamkeit schenken oder wie überhaupt die Erforscher der sogenannten Struktur- und der Sozialgeschichte weitgehend statistische Methoden heranziehen, auch in der Denkweise archäologischem Arbeiten näher stehen. Dieser Tatbestand sollte im Auge behalten werden. Es besteht die Gefahr, daß die Archäologie mit einer bestimmten Historikerschule in solcher Weise verbunden wird, daß sie von deren sicher wechselndem Ansehen abhängig wird. Eine gewisse Affinität zu historischen Arbeitsweisen, die quantitative, statistische Quellen auswerten, um langdauernde Zustände zu erschließen, wird sich aber vielleicht trotz der Bemühungen einzelner Prähistoriker, auch das Ereignis und die Einzelpersonen in ihrem Material zu entdecken ²¹⁾, kaum vermeiden lassen.

Es darf an dieser Stelle auch nicht übersehen werden, daß das naturwissenschaftliche »Gütezeichen« gelegentlich aber auch von Prähistorikern in Frage gestellt wird. V. Miložić etwa hat die Anwendbarkeit der Radio-Carbon-Datierung keineswegs uneingeschränkt bejaht ²²⁾ und in der Diskussion wies er auf einen Fall hin, der zeigt, daß man auch Feststellungen von Naturwissenschaftlern nicht unreflektiert als Faktor in die eigene Schlußkette eingliedern darf ²³⁾. Ein Graphitklumpen aus dem keltischen Oppidum bei Manching wurde von einem großen Spezialinstitut als aus Kenia stammend bezeichnet. Nun ist das nächste große Graphitvorkommen nicht weit von Manching entfernt bei Passau zu finden, wo das Mineral früher – wie heute in Kenia – im Tagebau gewonnen wurde und daher gewisse typische Veränderungen mit dem aus Kenia gemeinsam hat, die dem heute aus der Tiefe des Berges gewonnenen nicht mehr eigen sind. Dieses Beispiel zeigt eindringlich die Bedeutung der historischen Dimension bereits bei der Beurteilung des Befundes, wenn diese über die rein naturwissenschaftliche Stoffanalyse hinausgeht.

c) Die Archäologen haben in diesem Fall die Aussage selbst korrigiert. Sie konnten es, weil sie mit dem Geschichtswissenschaftler die Richtung der Fragestellung gemein haben, d. h. daß ihr Erkenntnisziel, ihr Gegenstand derselbe ist oder wenigstens sein kann, denn für einen Teil der Archäologen, wie etwa M. Hoernes, galt dieses Ziel als unrealistisch, und ihr Interesse wandte sich weniger auf die Vorgänge und

20) F. BRAUDEL, *Histoire et sciences sociales. La longue durée*. *Annales, Économies, Sociétés, Civilisations* 13 (1958) S. 725–753, vgl. dazu G. G. IGGERS, *Die »Annales« und ihre Kritiker. Probleme moderner französischer Sozialgeschichte*. *Hist. Zeitschr.* 219 (1974) S. 578–608.

21) H. KIRCHNER, *Vorgeschichte als Geschichte. Die Welt als Geschichte* 11 (1951) S. 83–96; K. J. NARR, *Das Individuum in der Geschichte. Möglichkeiten seiner Erfahrung*. *Saeculum* 23 (1972) S. 253 ff.

22) V. MILOŽIĆ, *Zur Anwendbarkeit der C₁₄-Datierung in der Vorgeschichtsforschung*. *Germania* 35 (1957) S. 102 ff.

23) Protokoll Nr. 196, S. 98.

Ereignisse als auf die Zustände ²⁴⁾. In reiner Form wäre das letztere also eine a n t i - q u a r i s c h e F r a g e s t e l l u n g, die freilich für diejenigen Historiker, die sich zum sehr weiten Geschichtsbegriff der gesamten »vergangenen Wirklichkeit« bekennen, genau so zu den historischen gehört wie die Frage nach den Vorgängen.

Wir stellen fest, daß die prähistorische Archäologie also eine Wissenschaft ist, die sich weitgehend zu den naturwissenschaftlichen Ansätzen ihrer Methoden bekennt ²⁵⁾, dennoch aber mit der Geschichtswissenschaft den »gemeinsamen Begriff von Geschichte« teilt ²⁶⁾.

Das, was ihr als »eigene« Methode gilt ²⁷⁾, ist bis auf eine später zu erörternde Ausnahme aus naturwissenschaftlichen Denkweisen her entwickelt, bis zur Art der Begriffsbildung hin. Das Problem ist also dahin zu formulieren, wie und wieweit sich dieser Ansatz mit dem historischen Erkenntnisziel vereinbaren läßt. Damit kommen wir zur zweiten Frage.

2) W. Schlesinger betonte, daß die Methoden einer Wissenschaft »von der Sache selbst, nämlich den Quellen, bestimmt« werden. Ich lasse hier beiseite, ob man die Sache mit den Quellen identifizieren kann. M. E. liegt hier eher ein Verhältnis wie das zwischen Fakten und Daten vor. Zustimmung wird man dem Satz soweit, als sicher die Quellen die Methode, den Weg der Forschung bestimmen. Doch ist dies nur die halbe Wahrheit, denn in Wirklichkeit bestimmen sie nur den Ausgangspunkt des Weges zum Erkenntnisziel. Die Richtung des Weges wird von der Fragestellung her mitbestimmt. Daher ist auch die Frage legitim, wie weit die herkömmlichen Methoden der prähistorischen Archäologie auf ein historisches Ziel hin führen können. Daß der naturwissenschaftliche Ansatz zu diesem Zweck in gewisser Weise verändert werden muß und nicht einfach übernommen werden kann, hat K. Böhner an folgendem Fall verdeutlicht ²⁹⁾: »Wenn Sie etwa einen Topf mineralogisch untersuchen lassen, erhalten Sie ein Gutachten, mit

24) Vgl. etwa Protokoll Nr. 208: Diskussionsbeitrag von J. WERNER: »Uns Archäologen interessieren in erster Linie die Zustände.«

25) Vgl. H. JANKUHN in Protokoll Nr. 191, S. 97, wo diese »nicht als Irrweg« bezeichnet werden.

26) Vgl. H. BEUMANN in Protokoll Nr. 191, S. 96, und H. JANKUHN, ebd., S. 97; W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 7: »Der grundlegende Unterschied liegt also nicht im Gegenstand.«

27) Vgl. den Katalog bei H. J. EGGERS (wie Anm. 16) S. 54, wo als die beiden »rein archäologischen Methoden« nur die stratigraphische und typologische bezeichnet werden. Anders wird das archäologische Methodenspektrum bei H. MÜLLER-KARPE (wie Anm. 9) behandelt. Der »vermeintlichen »typologischen Methode« wird von ihm die Qualität als methodisches Prinzip abgesprochen (S. 32), während die Chronologie mit Recht in einem großen Abschnitt behandelt (S. 60 ff.) und die auf geographisch-kartographischen Verfahren beruhende Chorographie (S. 74 ff.) ausführlich erörtert werden. Dazu treten dann noch gelegentliche Hinweise auf andere mathematisch-naturwissenschaftliche Methoden, etwa die Kombinationsstatistik (S. 28).

28) Protokoll Nr. 196, S. 96. Vgl. Protokoll Nr. 191, S. 94: »Die Art dieser Überreste ist verschieden und sie erfordern verschiedene Methoden der Erschließung.«

29) Protokoll Nr. 196, S. 102 f.

dem Sie als Archäologe überhaupt nichts anfangen können. Es muß deshalb zuvor mit dem Mineralogen die gemeinsame Fragestellung klar formuliert werden. Man kann fragen, wo treten im größtmöglichen Verbreitungsgebiet der Gefäßform in einer Landschaft bestimmte Mineralien gemeinsam auf, aus denen sich die Herkunft eines Topfes usw. ermitteln läßt.« Die Hilfsfunktion der Naturwissenschaft und der von ihr bestimmten Technik hat für die Archäologie also gelegentlich andere Konsequenzen als für den Hilfswissenschaftler der Historie, der technische Praktiken (etwa Quarzlampen) ohne Beeinträchtigung der Fragestellung benutzen kann. Das von Böhner angeführte Beispiel liegt noch weitgehend im Bereich archäologischer Methodik, wenn auch die Frage nach der Herkunft schon historisch bestimmt ist. Man könnte weiterhin darüber nachdenken, ob nicht etwa die Schemata der Wirkungsgefüge, die sowohl Archäologe wie Geograph wie Paläobotaniker in ganz analoger Weise vorgestellt haben³⁰⁾, nicht durch eine speziell historische Fragestellung in besonderer Weise abgewandelt würden. So sind in diesen Schemata sowohl physikalische wie anthropogene Faktoren in ihrem Zusammenwirken veranschaulicht worden. Es ist jedoch denkbar, daß man die naturwissenschaftlichen Determinanten isoliert idealisiert darstellt und von der Tätigkeit des Menschen aus der Gegenüberstellung dieses Bildes mit dem wirklichen archäologischen Befund eine deutlichere Vorstellung entwickelt.

Die Frage ist aber, wieweit diejenigen Forscher, die die speziell prähistorischen Methoden entwickelten, historische Fragestellungen im Blick hatten. Die mit der Historie gemeinsame Zeitdimension der »Naturgeschichte« sichert den Datierungsmethoden der Archäologie, daß sie geschichtlicher Fragestellung angemessen sind. Der Titel des schwedischen »Reichsantiquars« Montelius, dem die vorgeschichtliche Methodik im Bereich der typologischen Methode so viel verdankt, weist dagegen in eine nur bedingt als historisch zu bezeichnende Richtung. Typologie neigt immer wieder dazu, in einen biologistischen Entwicklungsschematismus zu verfallen, wie er für die »Geschichte« der Lebewesen bezeichnend ist. Am ehesten ist mit dem Historiker vertrauten Gesichtspunkten im Bereich der sich mit der Typologie berührenden, doch nicht mit ihr zu identifizierenden Stilistik zu rechnen, da Kunstgeschichte und klassische Archäologie über die ihnen gemeinsamen ästhetischen Kategorien eine Brücke schlagen. Daher sind auch Ausführungen wie die von G. Fehring³¹⁾ auch dem der Archäologie ferner stehenden Geschichtswissenschaftler unmittelbar zugänglich, zumal er eben auch ständig Schriftquellen wie die *Capitulatio de partibus Saxoniae* oder die Kapitularien, oder auch volkskundliche Befunde zur Interpretation benützte.

Hier ist die »Vermischung der Methoden« sehr weit getrieben. Für die Forderung nach möglichst weitgehender Methodenreinheit kann das Beispiel wegen der Affinität zwischen Kunstgeschichte und allgemeiner Geschichte wenig hergeben. Die eigentlichen Probleme ergeben sich im Bereich der formenkundlich-typologischen Arbeitsweisen. Hier

30) Vgl. S. 193 ff., 271 ff.

31) G. FEHRING, Missions- und Kirchenwesen in archäologischer Sicht, in diesem Bande S. 547 ff.

können die Interessen beider Wissenschaften auseinandergehen, während die unterschiedlichen Datierungsmethoden kaum besondere Schwierigkeiten hervorrufen. Für diesen Sachverhalt hat gerade W. Schlesinger ein einprägsames Beispiel angeführt³²⁾: »Auch die Toranlagen, so interessant sie sein können, wie das Beispiel Christenberg zeigt, stehen in ihren verschiedenen F o r m e n (Sperrungen von mir) nicht im Vordergrund des Interesses. Wichtig ist es vielmehr, die Funktionen der Burgen zu erkennen.« So wichtig die Vorklärung typologischer Fragen sein muß, für den Historiker erscheint vielfach die von Prähistorikern betriebene Formenkunde als unergiebig und für ihn uninteressant. Die Forderung nach Methodenreinheit kann hier in Richtungen führen, die mit historischer Fragestellung nichts mehr zu tun haben. Sie kann die Archäologie für den Historiker uninteressant machen, sie wird für ihn steril. Dies wird auch von einem Teil der Prähistoriker empfunden³³⁾. Ohne historische Fragestellung, der Frage nach den hinter den Befunden zu vermutenden Prozessen, kann der Archäologe nur registrieren, nicht interpretieren. Es bleibt dann bei der Typologie, Chronologie und Verbreitungskarten. Die Funde bleiben typologisch, geographisch und chronologisch geordnete Antiquitäten, die freilich aus anderen Gründen – etwa ästhetischen oder technischen – interessant sein können. Der Historiker kann es nicht beurteilen, wieweit die Typologie als Selbstzweck neue für den Archäologen interessante Fragestellungen hervortreibt. Es mag sogar sein, daß einzelne dieser neuen Fragestellungen auch für die Geschichtswissenschaft Bedeutung gewinnen können. Das müßte die Archäologie demonstrieren. Zu erkennen ist für den Historiker vorerst wenig Relevantes aus dieser Richtung, soweit es aus ausschließlich »eigener« Methode stammt.

3) Mit diesen Vorklärungen versuchen wir nun die dritte Frage nach den F o r m e n m ö g l i c h e r Z u s a m m e n a r b e i t zu erörtern.

a) Die Befürworter des strategischen Rezepts (»Getrennt marschieren, vereint schlagen«) wollen grundsätzlich erst die mit den jeweiligen »eigenen« Methoden möglichst weit vorangetriebenen E r g e b n i s s e abwarten, ehe eine Synthese versucht werden soll³⁴⁾.

Was heißt hier aber »Ergebnis«? T h e o r e t i s c h gibt es bei einer modernen Humanwissenschaft nie ein endgültiges Ergebnis, das nicht wieder in Frage gestellt werden kann. Das Warten auf endgültige Ergebnisse bedeutet die Verschiebung des Gesprächs auf den Sankt-Nimmerleins-Tag. Vorläufige Ergebnisse jedoch bergen unmittelbar stets die Gefahr in sich, als Versatzstücke in die Nachbarwissenschaft übernommen zu werden und dort ein Eigenleben zu beginnen, das nicht mehr von Korrekturen in der Ausgangswissenschaft mitgelenkt wird.

32) W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 21 f.

33) Vgl. die Wendung von MILOJČIĆ auf der Frühjahrstagung (am 1. 4. 77) auf der Reichenau, der von einem »Abgleiten ins Mechanische« oder in absurde Thesen sprach.

34) Vgl. z. B. W. SCHLESINGER, Protokoll Nr. 191, S. 94 f., der meint, »daß erst, wenn mit Hilfe dieser eigenen Fragestellungen und Methoden Ergebnisse erzielt worden sind, der Vergleich stattfinden sollte.«

Aber auch praktisch ergeben sich Konsequenzen, die nicht unbedenklich sind. W. Schlesinger wies selbst darauf hin³⁵⁾, daß man nicht warten könne, bis eine sich über lange Zeiträume erstreckende Grabung völlig abgeschlossen ist. Wenn es damit getan wäre! Wie oft hört man von Prähistorikern den Satz: »Da müssen wir erst die Publikation abwarten!« Es wäre interessant, einmal eine Zusammenstellung aller jener wichtigen Grabungen anzufertigen, deren endgültige Publikation unterblieb oder erst nach langer Zeit erschien. Damit soll den Archäologen kein Vorwurf gemacht werden. Es kann viele Gründe für diesen Sachverhalt geben. Und der Historiker sitzt hier im Glashaus. Freilich hat auch keiner die Forderung erhoben, keine wissenschaftliche Arbeit über Barbarossa zu beginnen, ehe seine Diplome veröffentlicht sind. Wir wären heute auf dem Forschungsstand von vor 100 Jahren.

Doch selbst publizierte »Ergebnisse« führen in der Nachbarwissenschaft vielfach zu unsachgemäßer Verwendung. Ein Beispiel sei hier angeführt. W. Haarnagel ergrub auf der Feddersen Wierde einen Großhof mit Hintersassenbetrieben, Handwerkern und einem »Versammlungshaus«, dem in der älteren Schicht ein weniger differenzierter Komplex entsprach. Er deutete diesen Sachverhalt dahin, daß ein Bauer im Laufe der Zeit zu wirtschaftlichem Wohlstand gekommen sei und sich sozial von den Nachbarn abzuheben begann³⁶⁾. Wie ich selbst³⁷⁾ übernahm auch R. Drögereit dieses Ergebnis³⁸⁾ als »archäologisch gesicherten Beweis für den ungestörten Aufstieg einer chaukischen Großbauernfamilie zur adligen Grundherrschaft«, wobei er sich A. Genrichs Hinweis anschließt, »daß dies der Eroberungstheorie unbedingt widerspricht«³⁹⁾. Wenn jedoch keine Brandschicht einen geschlossenen Zerstörungshorizont andeutet, beweist dies noch nicht, daß eine anders verlaufende Machtübernahme nordelbischer Herren nicht stattgefunden haben kann. Politische Macht- und Schwerpunktverlagerungen brauchen sich nicht stets in Mordbrands Spuren niederzuschlagen, sonst wäre Ostpreußen nie vom Deutschen Orden erobert worden. Übrigens kann ich mir auch nicht vorstellen, daß das Haselnußdepot in einem der Grubenspeicher in ungestörter Anordnung auf uns gekommen sein würde, wenn nicht eine Störung der Besitzkontinuität angenommen werden muß, ohne daß ich diese Störung nun unmittelbar auf eine sächsische Landnahme zurückführen möchte. Endlich schließt die endogene Entstehung von sozialen Differenzierungen eine aus ethnischer Überlagerung entstandene soziale und rechtliche Schichtung nicht aus.

35) Protokoll Nr. 196, S. 96.

36) Vgl. W. HAARNAGEL, Das eisenzeitliche Dorf Feddersen Wierde, in diesem Band, S. 58 ff., 61 ff., 93 f.

37) R. WENSKUS, Art. »Adel«, in: H. Beck/H. JANKUHN/H. KUHN/K. RANKE/R. WENSKUS, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, begr. v. J. Hoops I (2. Aufl. 1968/73) S. 65.

38) R. DRÖGEREIT, Wigmodien. Der »Stader Raum« und seine Eroberung durch Karl den Großen. Rotenburger Schriften 38/39 (1973) S. 9.

39) R. DRÖGEREIT (wie Anm. 38) S. 72, Anm. 5.

In der Diskussion über die von H. Jankuhn und W. Schlesinger gestellte Frage, ob das Anwachsen der Siedlung rein endogen zu verstehen sei, oder ob ein Ballungsprozeß vorliegt, d. h. mit Zuzug von außen gerechnet werden muß, stellte sich heraus, daß »mit archäologischen Mitteln nichts auszumachen sei«⁴⁰⁾. Zusiedlung konnte W. Haarnagel nicht ausschließen. Damit ist der vorgelegte Tatbestand als Argument für Drögereits These, aber auch für meine eigene Annahme unbrauchbar bzw. unsicher geworden. Das vorgelegte »Ergebnis« war nicht von einer Art, die einen Einsatz als Beweismittel für eine historische Synthese gestattet.

Fälle der angeführten Art mögen es gewesen sein, die W. Schlesinger zu der Einschränkung veranlaßten, zu fordern, daß man den Weg, auf dem das Ergebnis gewonnen wurde, »nun rückblickend kontrollieren«⁴¹⁾ oder – wie H. Jankuhn dies ausdrückt⁴²⁾ – die »Methoden sichtbar machen muß«. Das bedeutet, wenn man im Bilde des strategischen Rezepts bleiben will, daß man die verbündeten Truppen erst auf ihre Kampfkraft prüfen müßte, ehe man vereint schlägt. Oder anders gefaßt, daß erst nach einer Kontrolldiskussion ein »Ergebnis« zur Benutzung in der Nachbarwissenschaft »freigegeben« werden kann. Man wird gewiß dankbar die Möglichkeit begrüßen, auf gemeinsamen Tagungen Forschungsergebnisse mit Vertretern der anderen Disziplin auf diese Weise zu diskutieren. Jeder wird irgendwie belehrt und in manchen Auffassungen korrigiert nach Hause zurückgehen. Dennoch bleibt die Frage, ob die Diskussion auf derartigen Zusammenkünften ausreicht, um den Anforderungen der interdisziplinären Probleme gerecht zu werden. Es ist vielleicht nicht einmal die Regel, daß die Diskussion bei solchen Begegnungen auf die schwachen Stellen der dargelegten Methode stößt. Läßt sich nicht ein einfacherer, gewissermaßen einphasiger Forschungsgang vorstellen?

b) Es ist denkbar, daß man die bisher vorausgesetzte Blickrichtung umkehrt: Statt von den verschiedenartigen Quellen auf das gemeinsame Forschungsziel hin zu marschieren, nun von einer gemeinsamen Fragestellung aus die jeweils eigenen Quellen zu befragen. Das ist kein neuer Weg. Zahlreiche und erfolgreiche Grabungen sind nur unternommen worden, weil eine historische Frage dazu den Anlaß bot. Dennoch werden mit Recht immer wieder Bedenken gegen eine Verallgemeinerung dieser Verfahrensweise vorgebracht. Zu leicht liest man dann etwas in die Quellen hinein. Zirkelschlüsse werden auftreten, »wenn der Archäologe von einer auf ein bestimmtes Objekt bezogenen historischen Fragestellung ausgeht und mit dem Spaten sucht, was der Historiker erwartet«⁴³⁾. W. Schlesinger wies auf die Beispiele Büraberg, Runder Berg bei Urach und Pfalz Paderborn hin, die zeigen, »wie sehr die Deutung der Befunde von der Fragestellung ab-

40) H. JANKUHN, Protokoll Nr. 191, S. 67; W. SCHLESINGER, ebd., S. 69.

41) W. SCHLESINGER, Protokoll Nr. 191, S. 95.

42) H. JANKUHN, Protokoll Nr. 191, S. 96.

43) So H. BEUMANN, Protokoll Nr. 196, S. 94.

hängt« 44). Dabei ist zu beachten, daß das Wort »Fragestellung« hier in einem speziellen und konkreteren Sinn gebraucht wird, als unter Frage 1., wo es um den allgemeinen historischen Charakter, den Bezug auf das nicht nur aus »Entwicklung« bestehende Geschehen in der Zeit meinte. Wenn eine historische Fragestellung in konkretem Sinn sich jedoch nach mehrfachen Versuchen für den Archäologen als unbrauchbar herausstellt, wie das für die ständegeschichtliche Interpretation von H. Steuer 45) gezeigt wurde, so ist dieser Erkenntnisprozeß gleichwohl nicht als bloßer Irrweg zu betrachten. Hatte er doch eine Abklärung von den Grenzen der Aussagefähigkeit bestimmter Quellengruppen zur Folge. Die »vergangene Wirklichkeit« hat sich in Überresten von jeweils mit bestimmten Grenzen versehenen Aussagemöglichkeiten niedergeschlagen. Sie überliefern nur bestimmte Ausschnitte aus ihr, mehr oder weniger verändert und bruchstückhaft. Zum Fortschritt der Wissenschaft gehört aber eben auch eine größer werdende Klarheit über ihre jeweiligen Grenzen. Hier ist noch viel zu tun, ehe wir wissen werden, was wir voneinander und von den Quellen des jeweils anderen Fachs erwarten dürfen! Weitere Enttäuschungen werden nicht ausbleiben, sind aber nicht zu vermeiden, wenn wir nach einer *quellengerechten Fragestellung* und damit zu einer *quellengerechten Methode* streben. Für den Bereich der Vor- und Frühformen der Stadt hat H. Jankuhn dieses Problem ausführlich dargelegt 46). Hier sagen die archäologischen Quellen bisher noch nichts über die »Nationalität« der Kaufleute aus. Nicht ganz so hoffnungslos war die Frage nach der sozialen Gliederung, während das Problem der rechtlichen Stellung der einzelnen Bevölkerungsgruppen kaum zu beantworten sein wird. Das gilt auch für die administrative und politische Bedeutung städtischer Frühformen. Die bestimmtesten Antworten kann der Historiker auf wirtschaftsgeschichtliche Fragen (Handel, Handwerk usw.) erwarten. Auch die topographische Entwicklung der Stützpunkte des Handels und Handwerks kann fruchtbar behandelt werden, wobei gerade in dieser Frage vielfach die schriftliche Überlieferung entscheidend für die Wahl der zu untersuchenden Plätze gewesen ist.

Daß der Ausgangspunkt von einer gemeinsamen Fragestellung nicht grundsätzlich abgelehnt werden kann, ist also evident. Die schönen Erfolge der Symposien der von H. Jankuhn geleiteten Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas

44) W. SCHLESINGER, Protokoll Nr. 196, S. 96. Vgl. zum Büraberg die Bemerkung K. BÖHNERS, ebd., S. 103. »Wenn jetzt aber z. B. auf dem Büraberg die Faszination des Bonifatius so weit geht, daß ein Topf, den man in jedem Grab in die Mitte des 7. Jhs. datieren würde, hier am liebsten in die Zeit um 750 datiert wird, dann ist das einfach eine Voreingenommenheit, der freilich keiner von uns ganz entgegen kann.«

45) H. STEUER, Frühgeschichtliche Sozialstrukturen in Mitteleuropa, in diesem Band S. 595 ff.

46) H. JANKUHN, Vor- und Frühformen der Stadt in archäologischer Sicht, in diesem Bande S. 241 ff. Für den Bereich des Agrarwesens hat M. MÜLLER-WILLE, Siedlungs- und Flurformen als Zeugnisse frühgeschichtlicher Betriebsformen der Landwirtschaft, in diesem Bande S. 355 ff., wichtige Befunde für den Historiker interpretieren können.

der Göttinger Akademie, die die verschiedensten Disziplinen zu gemeinsamen Fragen Stellung nehmen läßt, ist ein weiterer Beweis für diese These.

c) Gleichwohl kann das umgekehrte Verfahren, das von einem beliebigen archäologischen Quellenbefund ausgeht, entscheidende Impulse für die allgemeine Geschichte ergeben. Ein sehr schönes Beispiel bietet dafür die Situation am Runden Berg bei Urach ⁴⁷⁾, die uns einen in unseren Bereichen bisher völlig unbekanntem Siedlungstyp zeigt. Die Befunde veranlaßten dazu, die für den betreffenden Zeitraum vorhandenen schriftlichen Quellen mit neuen Augen zu mustern und neu zusammenzustellen ⁴⁸⁾, wie das in anderen Fällen, etwa bei Haithabu, auch schon geschehen ist. Die unmittelbare Rückwirkung auf die Historie ist hier offensichtlich. Aber auch sonst kann aus dem Quellenbefund eine neue Fragestellung entwickelt werden, die zu neuen Interpretationen führen, die ursprünglich nicht im Gesichtskreis des Historikers lagen. Dies ist besonders für jene Sachverhalte wichtig, die von den Zeitgenossen selbst nicht wahrgenommen oder nicht wichtig genommen wurden, so daß sie keinen Niederschlag in seinem Schriftgut fanden.

Da den Quellen meist nicht auf den ersten Blick anzusehen ist, welche Aussagen ihnen u. U. abzugewinnen sind, wird es auch manche für den Historiker unfruchtbare Bemühung geben. Das ist in Kauf zu nehmen. Gewöhnlich wird der Archäologe, wenn er nicht selbst ein guter Historiker ist, viele der quellengerechten Aussagemöglichkeiten nicht wahrnehmen. Hier kann nur helfen, sich von Anfang an der Hilfe des Historikers in einer »Vielfalt der Begegnungen« (Milojčić) zu bedienen, wenn er nicht in eine Richtung forschen will, die von historischer Relevanz absieht. Dabei ist die gegenseitige Kontrolle jeden Forschungsschritts anzustreben, was eine wechselseitige Erhellung und Abklärung der Fragestellung bewirkt. Schon beim ersten Schritt der Datierung ist – wenn nicht so genaue naturwissenschaftliche Möglichkeiten wie die Dendrochronologie anwendbar sind – der Rückgriff auf vom Historiker gelieferte Daten meist unvermeidbar. Spätestens jedoch, wenn der Archäologe die Darstellung der natürlichen Rahmenbedingungen und die Beschreibung und zeitlich-räumliche Einordnung des Formenschatzes verläßt, um den Gesamtbefund in einen historischen Zusammenhang zu stellen, muß er sein eigenes historisches Bildungsgut oder den Rat eines Historikers einbeziehen.

Das beginnt bei der Begriffsbildung. Der Archäologe kann sich hier genau so wenig wie der Historiker ganz außerhalb des Traditionsstromes stellen, in dem er sich befindet. Der Historiker kann ihm daher kein Universalrezept anbieten, das absolute Gültigkeit hat. Anzustreben ist jedoch ein möglichst weitgehender Konsens über die

47) V. MILOJČIĆ, Zu den bisherigen Ergebnissen der Untersuchungen am Runden Berg bei Urach, Württemberg, in diesem Bande S. 319 ff.

48) C. DIRLMEIER/G. GOTTLIEB, Quellen zur Geschichte der Alamannen von Cassius Dio bis Ammianus Marcellinus. Schriften der Kommission für Alamannische Altertumskunde der Heidelberger Akad. d. Wiss. I, 1976.

Verwendung einer möglichst großen Zahl gemeinsamer Begriffe. Alleingänge können sehr nachteilige Folgen haben. Als im vorigen Jahrhundert ein Archäologe für eine völkerwanderungszeitliche Schwertform den Terminus »Sax« einführte, der an sich von Haus aus viele messerartige Gebilde bezeichnen konnte, dürfte er nicht gehnt haben, daß dies Historiker zu dem Zirkelschluß führen würde, der Name der Sachsen könne aus chronologischen Gründen nicht von einer Waffe namens »Sax« abgeleitet sein, da der Völkernamen schon im 2. Jahrhundert belegt ist⁴⁹⁾. Gegen derartige Folgen hilft auch nicht der Rückgriff auf sogenannte »neutrale« Ausdrücke der modernen Sprache, da diese von dem Bezugssystem moderner Sozial- und Verfassungsstrukturen nicht gelöst werden kann, wie O. Brunner gezeigt hat. Ihre Verwendung führt fast notwendig zu Mißdeutungen und falschen Assoziationen. Doch führt wiederum O. Brunners Forderung nach »quellengerechten« Begriffen gerade dann ins Leere, wenn es sich um jene oben erwähnten Sachverhalte handelt, die von Zeitgenossen nicht in Schriftzeugnissen festgehalten wurden. Andererseits kann auch ein quellengerechter Begriff wie »Wik« durch forschungsgeschichtlich bedingte Bedeutungsverschiebungen unbrauchbar werden, wenn das dahinter stehende Denkmodell sich als überholt erweist. Am ehesten kann sich auch hier wieder die reine Typologie mit eigenständig gebildeten Begriffen behelfen. Aus der Gestaltanalogie gewonnene Termini, wie »Lorbeerblattspitze«, sind hinreichend neutral, für eine Interpretation geben sie aber nichts her. Und selbst ein anscheinend so »neutraler« Begriff wie »Bauer«, der bisher bedenkenlos für neolithische Getreidebauern und Viehhalter benutzt wurde, erweist sich bei näherem Zusehen als problematisch⁵⁰⁾. Aus der interdisziplinären Diskussion ergab sich vielmehr als neue, auch der Archäologie gegebene Fragestellung, die Aufgabe zu klären, seit wann damit zu rechnen ist, daß sich aus einem undifferenzierten Grundbestand einerseits ein Krieger-, andererseits ein Bauernstand herausentwickelt hat.

Die Beispiele zeigen, daß bis in die Terminologie hinein soviel unreflektierte philologisch-historische Problematik in die Arbeitsweise jedes Archäologen eingebettet ist, daß er allein nicht in der Lage wäre, eine »eigene« und »reine« Methode durchzusetzen. Das gilt nicht nur für die frühgeschichtlichen Epochen, sondern auch für rein urgeschichtliche Perioden. Hier ist der Partner aber die Ethnologie. So wie im Verhältnis zwischen Archäologie und Geschichte das Problem der ethnischen Deutung zu einem Kossinna-Trauma führte, hat hier die inzwischen weitgehend aufgegebene Kulturkreislehre der Wiener Schule, die durch Forscher wie O. Menghin u. a. in die prähistorische Methodik Eingang fand, eine ähnliche Abwehrhaltung hervorgerufen, obwohl die enge Verbindung

49) Vgl. dazu R. WENSKUS, Sachsen-Angelsachsen-Thüringer, in: Entstehung und Verfassung des Sachsenstammes, hrsg. v. W. LAMMERS, Wege der Forschung L (1967) S. 518 f. Anm. 113. – Dag. etwa M. KAHRSTEDT, ebd., S. 247.

50) Wort und Begriff »Bauer«. Zusammenfassender Bericht über drei Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas, hrsg. v. R. WENSKUS, H. JANKUHN, K. GRINDA. Abhh. d. Akad. d. Wiss. in Göttingen, Phil-hist. Kl. 3. Folge Nr. 89, 1975.

zwischen »Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte« weit in das vorige Jahrhundert zurückreicht. Auch gegenüber der Ethnologie hat etwa R. Pittioni die Forderung nach Methodenreinheit erhoben⁵¹⁾. Doch auch bei ihm läßt sich die Tradition der Forschungsgeschichte nicht verleugnen: Auf Schritt und Tritt finden sich auch in seiner programmatischen Schrift ethnologische Begriffe und Denkmodelle bis hin zu so bedeutsamen Kategorien wie dem der »Sammler und Jäger«⁵²⁾. Im Rahmen der Reichenaudiskussion ergab sich andererseits ein Gegensatz zwischen Pittioni und H. Jäger über den Begriff der Industrie-Archäologie⁵³⁾, der in den Wirtschaftswissenschaften einen ganz anderen Sinn hat. Im Gegensatz zur englischen »industrial archaeology«, die m. E. ganz sinnvoll die Erforschung industrieller Tätigkeiten vor dem Einsetzen der sogenannten industriellen Revolution zum Ziel hat, versteht Herr Pittioni unter Industrie ganz allgemein jede »einheitlich orientierte, von Fachkräften geleitete und von speziell geschulten Mitarbeitern ausgeführte Tätigkeit, die eine planmäßige Versorgung bestimmter Lebensräume (bzw. Kulturareale) mit Rohstoffen und Fabrikaten zur Aufgabe hat«. Dieser Begriff ist sicher viel weiter als der der Umgangssprache. Da er, wie Herr Pittioni ausführte, in jeder besonderen historisch-sozialen Situation mit anderem Inhalt ausgefüllt ist, gleicht er jenen Begriffen der Geschichtswissenschaft, die ebenfalls nach Zeit und Raum variierenden Inhalt haben und die daher selbst innerhalb der Historie so manchen Streit hervorriefen. Ob es ratsam ist, derartige Begriffe noch künstlich zu schaffen, ist eine Frage, die unbedingt zu diskutieren und zu klären ist.

Historischer Methodik würde ein solcher Begriff nicht unbedingt widersprechen. So hat ja auch unser Stadtbegriff »zu verschiedener Zeit verschiedene Elemente«, wie W. Schlesinger ausführte⁵⁴⁾. Und gerade das Abgehen von einem als juristischem Abstraktionsbegriff verwendeten Terminus »Stadt« hin zu dem Idealtyp »Stadt« Max Webers ist es ja gewesen, das diesen Siedlungstyp der archäologischen Fragestellung öffnete⁵⁵⁾, obwohl sich dieser geisteswissenschaftliche Idealtyp keineswegs mit den in der archäologischen Formenkunde sonst gebrauchten Realtypen (»Nauheimer Fibel« usw.) vergleichen läßt. Die Probleme gemeinsamer Begrifflichkeit ließen sich am besten lösen, wenn man mit H.-W. Hedinger die Möglichkeit eines Systems bekenntnisfreier und situationsenthobener historischer Konstruktionsbegriffe bejahen könnte. Das ist aber noch weiterer Diskussionen bedürftig.

51) R. PITTIONI, Zur Frage von Sozialstruktur und Rechtsvorstellungen in der Urzeit Europas. Österreichische Zeitschrift f. öffentliches Recht 20 (1970) S. 189–201. Den entgegengesetzten Standpunkt nimmt ein: J. BERGMANN, Analogieschluß und interdisziplinäre Zusammenarbeit. Archäol. Korrespondenzblatt 2 (1973) S. 269–274.

52) R. PITTIONI (wie Anm. 51) S. 191.

53) Protokoll Nr. 196, S. 40, S. 44, S. 91 f.

54) W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 31.

55) H. JANKUHN, in diesem Band S. 241.

56) H.-W. HEDINGER, Subjektivität und Geschichtswissenschaft. Grundzüge einer Historik (1969).

Ein weiterer Punkt ständiger gegenseitiger Abstimmung betrifft die Gültigkeit der zur Interpretation der Befunde benutzten *Denkmodelle*. H. Beumann⁵⁷⁾ regte an, ausgehend von der Unterscheidung von Daten und daraus geschlossenen Fakten, daß der Archäologe zunächst ohne Berücksichtigung historischer Fakten seine Ergebnisse erarbeiten sollte, historische Daten jedoch in seinen Arbeitsgang einbauen könnte. Das setzt freilich voraus, daß er soweit historisch ausgebildet ist, daß er beides unterscheiden kann. Sicher kann es schon bedenklich sein, Fakten zu übernehmen, denn man ist nie sicher, daß bei dem Schlußverfahren nicht spezifische Denkmodelle unberechtigt mit eingebaut sind. Wenn Denkmodelle als solche unreflektiert übernommen werden, kommt es dann zu den schon mehrfach angeführten Schwierigkeiten, sei es daß bestimmte Strukturen gesucht werden, die nur in der Einbildung bestehen, sei es, daß man solche in dafür nicht geeigneten Quellen zu entdecken glaubt. Ein derartiges falsches Denkmodell war die romantische Vorstellung von Stamm und Volk, die zu dem Problem der ethnischen Deutung führte. Das Modell des periodischen Marktes, der sich an keine Siedlung anlehnt, ist nicht unreal, denn für den ostbaltischen Raum sind solche noch im hohen Mittelalter bezeugt, aber die Verbindung mit dem in den Quellen vorkommenden Wort »Wik« führte zu falschen Vorstellungen, die W. Schlesinger zum Ratschlag führten, den Begriff zu meiden⁵⁸⁾. Bei der Behandlung der Sozialstrukturen durch H. Steuer⁵⁹⁾ wird man sich fragen müssen, wie weit das Denkmodell der »Schichtung« (»Oberschicht« usw.), abgesehen vom Unterschied frei/unfrei, der – wenigstens vorerst – archäologisch unerkennbar bleibt, für jene Zeiten und Gruppen überhaupt angemessen ist. Sowohl die schriftlichen Quellen, wie die vorgelegten Befunde scheinen mir viel eher auf Rangsysteme zu deuten, die nicht aus Schichten bestehen, sondern kontinuierliche Struktur haben. Die dialektische Denkform vom Gegensatz von Herrschaft und Genossenschaft, die anscheinend von der Struktur unserer Sprache mitbedingt ist, muß ihren dogmatischen Charakter verlieren. In sich »unlogische« Wendungen wie »primus inter pares« zeigen das Unvermögen der Sprache, abgesehen von den Dimensionen der Unter- und Nebenordnung andere auszudrücken (hier kommt ähnlich wie in der Relativitätstheorie die Zeitdimension – Nacheinanderordnung: primus hinzu). Andere problematische Denkmodelle sind die heute üblichen Wertrelationen zwischen bestimmten Gütern, die immer wieder unbewußt in frühere Zeiten übertragen werden. Für eine Zeit, die im Viehbestand den Wertmesser für Reichtum sieht, ist es besonders zu begründen, wenn andere Güter als Maßstab für die wirtschaftliche Stellung benutzt werden⁶⁰⁾. Manchmal ist der Historiker imstande, aus seinen Quellen derartige Wertrelationen beizusteuern, wie das W. Schlesinger für den Wert der einzelnen Waffen aus der *Lex Ribvaria*

57) Protokoll Nr. 191, S. 95.

58) W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 14, 31.

59) H. STEUER (wie Anm. 4).

60) Vgl. etwa M. GEBÜHR, Zur Definition älterkaiserzeitlicher Fürstengräber vom Lübsow-Typ. *Prähist. Zeitschr.* 49 (1974) S. 82–128.

tun konnte⁶¹). H. Steuer hat sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß fehlende oder geringe Beigaben nicht die Interpretation einer fehlenden sozialen Differenzierung erlauben. In der Tat hat die ethnozoologische Forschung gezeigt, daß sehr entwickelte Sozialsysteme in wirtschaftlich wenig differenzierten Gesellschaften überaus häufig sind.

Nun werden die befragten Historiker kaum immer darüber einer Meinung sein, welches Denkmodell zu einem gegebenen Zeitpunkt methodisch vertretbar ist. Das hängt vor allem davon ab, wie deren Denkmodell von Geschichte überhaupt beschaffen ist. Interessieren sie sich vor allem für langdauernde Prozesse und den Zustand breiter Populationen, werden ihre Fragestellungen anders aussehen, als wenn sie wesentlich Ereignisse und Persönlichkeiten erforschen. Beide Positionen sind Abstraktionen, die sich polar gegenüberstehen. Keine von ihnen kann die »vergangene Wirklichkeit« als Ganzheit erfassen. Zwischen ihnen gibt es eine unendlich große Zahl mehr nach der einen oder anderen Seite tendierender Übergänge. Doch auch dies Bild ist dem dialektischen Schema noch zu sehr verhaftet. Sicher werden wir immer nur bestimmte Ausschnitte in den Blick bekommen, die von dem Interesse des Einzelforschers mit bestimmt werden. Das Interesse der Historiker des Mittelalters war in der Vergangenheit, z. T. von der Art seiner Quellen bestimmt, auf ganz bestimmte Vorgänge und Sachverhalte gerichtet. Das gleiche gilt vom Archäologen. Diese Vorgänge und Sachverhalte waren selten identisch. Vielfach hätte der Archäologe gerne mehr darüber gewußt, in welcher Weise sich die ihn vor allem interessierenden Dinge in den Schriftquellen niedergeschlagen haben. Daraufhin sind diese Quellen noch nicht systematisch genug durchgearbeitet worden. Doch nicht nur aus diesem Grunde erhält der Archäologe vom Historiker oft nur eine sehr unbefriedigende Antwort. Vieles von dem, was er vom Geschichtswissenschaftler erwartet, kann dieser grundsätzlich nicht beantworten, weil es schlechthin nichts darüber in seinen Quellen gibt. Es ist eine noch zu lösende Aufgabe, festzustellen, wo hier im einzelnen die Grenzen der Hilfeleistung liegen.

Die Gespräche mit dem Historiker können gelegentlich dazu führen, daß der Archäologe seine Fragestellung umkehrt. Ich möchte hier einen Versuch in dieser Richtung machen. Im Hinblick auf das sowohl den Archäologen wie den Historiker interessierende Problem der Größe der Siedlungen zielt die Argumentationsrichtung bisher – als Reaktion auf Vorstellungen, die von Dannenbauer u. a. verbreitet wurden – auf den Nachweis, daß es größere geschlossene Dörfer auch in jenen Zeiten gegeben hat, in denen man nur Lockersiedlungsformen voraussetzte. Von einem die Siedlungsformen der gesamten Welt im Auge habenden Blickpunkt ergibt sich die umgekehrte Frage: Wie kommt es in Mittel-, Nord-, West- und Osteuropa zu diesen Lockersiedlungsformen, nachdem doch das ältere Neolithikum die sonst für wesentlich agrarische Gesellschaften normalen Großdorfformen auch hier verbreitet zeigt?

61) W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 16.

62) H. STEUER (wie Anm. 4) (Prot. 191, S. 81).

Soviel zu den Problemen gemeinsamer Arbeit zwischen Historikern und Archäologen. Daß ein Vorgehen dieser Art keine Utopie zu sein braucht, zeigt das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragene »Nordsee-Kolloquium«⁶³⁾, an dem Historiker, Archäologen, Geographen, Philologen und auch Vertreter anderer Disziplinen teilnahmen und über das Nordseeküstenprogramm in regelmäßig wiederholten Beratungen Rat und Anregung gaben. Die schönen von W. Haarnagel vorgelegten Ergebnisse⁶⁴⁾ sind eines und sicher nicht das letzte der dadurch bewirkten Resultate.

d) Die in diesem Band vorgelegten Forschungen zeigen noch eine weitere Möglichkeit der Verbindung archäologischer und historischer Fragestellungen und Methoden. Sie ergibt sich, wenn eine *Forscherpersönlichkeit* beide beherrscht. Ein schönes Beispiel ist die Arbeit von D. Ellmers über die See- und Binnenschifffahrt im frühen und hohen Mittelalter⁶⁵⁾. Er zeigte, daß seit Engelhards Ansatz zu diesem Thema archäologische und schriftliche Quellen nebeneinander herangezogen wurden, und stellte zu Recht fest, daß der Schiffsfund an sich stumm ist. Ich glaube, daß sein Begriff der »Kontaktquelle« besonders fruchtbar für unsere Fragestellung ist: Die Gegenüberstellung von Siegel und Schiffsfund ermöglicht eine verlässliche Interpretation und vermittelt in diesem Falle sogar die Übernahme eines »quellengerechten« Begriffs. Es scheint, daß die in der historischen Methodologie als »Denkmäler« bezeichnete Quellengruppe grundsätzlich die Qualifikation als Kontaktquelle erfüllt. Dies müßte weiter durchdacht werden. Wenn sich – wie Ellmers ausführt – nur partiell eine Übereinstimmung zwischen schriftlichen Typenbezeichnungen und archäologischen Typengruppen zeigt, ist dies genau ein Problem, das nur durch Vertreter beider Disziplinen angegangen werden kann. Wichtig scheint mir auch, daß die Beziehung zwischen Archäologie und Historie in allen den Sachbereichen, die er uns vorführt, jeweils eine andere Struktur zeigt, ein Hinweis wieder darauf, daß allgemeine Thesen und Forderungen nur Verwirrung anrichten werden. So kommt er beim Abschnitt »Betriebsweisen an Bord« zur wohlbegründeten Erkenntnis, daß hier die archäologischen Quellen die schriftlichen kontrollieren. Es empfiehlt sich hier offensichtlich, längere Zeit gemeinsam zu marschieren, wobei sich auch hier zeigt, daß auf bestimmte Fragen nur von Schriftquellen Antworten zu erwarten sind. In dem Abschnitt, der den Häfen gewidmet war, wurde wieder der Historiker mit Befunden konfrontiert, die ihn veranlassen, seine Quellen neu zu interpretieren, was auch umgekehrt wieder gilt, so daß es zu einer wechselseitigen Interpretation schriftlicher und archäologischer Quellen kommt. Im Bereich der Erschließung der Wasserstraßen wieder müssen anfangs schriftliche Quellen herangezogen werden, um den natürlichen Zustand vor dem modernen Ausbau zu rekonstruieren, danach wird für eine Weile ein unabhängiges Vorgehen beider Disziplinen empfohlen, was eine spätere gegenseitige Kontrolle er-

63) Vgl. H. JANKUHN, Protokoll Nr. 191, S. 96 f.

64) Vgl. W. HAARNAGEL (wie Anm. 36).

65) D. ELLMERS, Schiffsarchäologie, in diesem Bande S. 485 ff.

lauben würde. Unter den in den letzten Abschnitten (Schrift und Kult) behandelten Sachgebieten scheint für die Deutung der Bootsgräber wieder ein unmittelbares Heranziehen der Schriftquellen unumgänglich zu sein. Wir sehen, bei jedem Forschungsobjekt zeigt das Verhältnis von Archäologie und Historie ein anderes Gesicht, verlangt jeweils eine neue Bemühung, unvoreingenommen und ohne starr fixierte Grundsätze.

In gleicher Weise war von seinem Bildungsgang W. Janssen befähigt, die archäologische Wüstungsforschung ⁶⁶⁾ in einer Weise darzustellen, die die historische Problematik stets im Blick behält. Dies gilt analog auch für die Beiträge der beiden Geographen, bei denen schon in der Themastellung die historische Komponente deutlich wird ⁶⁷⁾. Das überrascht in dieser Wissenschaft nicht, die seit langer Zeit beide Seelen in ihrer Brust beherbergte.

Im ganzen wird man sagen können, daß jede Handlungsanweisung, und eben auch das von mir als unzureichend empfundene strategische Rezept, irgendwie die Forscherpersönlichkeit verfehlt, die eigenen Gesetzen folgt. Dabei ist es kein Schade, daß nicht alle nach gleichem Schema gebaut sind. Ist der eine bemüht, die »solide Basis« nicht zu verlassen, wenn er seinen Neubau Stein für Stein errichtet, sind dem anderen diese »sicheren« Grundlagen nur scheinbar zuverlässig. Verläßt der eine herkömmliche Wege kaum, scheut sich der andere nicht vor Irrwegen, die ihm aber meist auch Wissenswertes erbringen. Versucht der eine das vorhandene Bild vorsichtig zu korrigieren, entwirft der andere ganz neue Konzepte, die der Diskussion ausgesetzt werden. Empfindet der eine eine Kritik seiner Thesen als persönliche Beleidigung, ist der andere dankbar für ihn weiterführende Hinweise. Wir müssen mit allen auskommen, so gut es geht. Wir können von allen unseren Nutzen haben.

● Versuchen wir ein – sehr vorläufiges – Fazit zu ziehen. Was dürfen wir Historiker vom Archäologen erwarten?

● V. Milošević betonte ⁶⁸⁾, daß die früher gewünschte »unmittelbare Umsetzung einer Grabung in eine, womöglich schon bekannte, historische Aussage« kaum zu verwirklichen ist. Das gilt vor allem für das einmalige historische Ereignis, das selten mit einem bestimmten archäologischen Befund zu verknüpfen ist. Für diejenigen, denen die Geschichte ausschließlich in einem Gipfelhupfen von einer Haupt- und Staatsaktion in die andere besteht, ist hier wenig zu erwarten.

Für die andere Historikerpartei, die sich auf Prozesse langer Dauer spezialisiert, sieht es etwas besser aus. Doch auch hier muß betont werden, daß der Archäologe nicht das Geschehen in der Vergangenheit unmittelbar erfaßt, sondern nur das irgendwann Ge-

66) W. JANSSEN, Methoden und Probleme archäologischer Siedlungsforschung, in diesem Bande S. 101 ff.

67) H. JÄGER, Wüstungsforschung in geographischer und historischer Sicht, in diesem Bande S. 193 ff.; D. DENECKE, Methoden und Ergebnisse der historisch-geographischen und archäologischen Untersuchung und Rekonstruktion mittelalterlicher Verkehrswege, in diesem Bande S. 433 ff.

68) Protokoll 196, S. 97.

wordene und ihm Überlieferte interpretieren kann. Daher das Interesse für zeitgleiche »Zustände«⁶⁹⁾. Um Prozesse zu rekonstruieren, muß er Zustände vergleichen und die Differenz nach Analogie des aus Geschichte und Völkerkunde bekannten oder, wenn Analogien fehlten, durch rationale Konstruktion einem bestimmten Prozeß zuordnen. Ein solches Verfahren ist dem Historiker nicht unbekannt und hat zu manchem Streit geführt. Ein typisches Beispiel ist das Kontinuitätsproblem, das sich deshalb auch besonders gut für eine gemeinsame Behandlung durch Geschichtswissenschaftler und Prähistoriker eignet. Andere Beispiele mögen folgen.

Was leisten nun archäologische Ergebnisse dem Mediaevisten im einzelnen.

1. Sie haben eine veranschaulichende Funktion vor allem im topographischen Bereich. Sie illustrieren abstrakte Aussagen und vermitteln Vorstellungen über Größenordnungen.
2. Sie können bestimmte, schon aus Schriftquellen bekannte Daten bestätigen oder in Frage stellen⁷⁰⁾.
3. Sie können in Zweifelsfragen, etwa bei strittigen Lokalisationen, eine Entscheidung zwischen verschiedenen Annahmen ermöglichen.
4. Die Lückenhaftigkeit unserer Schriftquellen wird durch archäologische Entdeckungen immer wieder unter Beweis gestellt. Die Stichworte Runder Berg, Unterregenbach, Christenberg, »Höfe« bei Dreihausen mögen hier genügen⁷¹⁾. Daraus ergibt sich eine ergänzende Funktion, deren Bedeutung über das früher Erwartete weit hinausgeht. Der andere Charakter der archäologischen Quellen erschließt zudem andere Lebensbereiche als die Schriftzeugnisse, was wiederum bedingt, daß der Historiker nicht beliebige Aussagen erwarten darf.
5. Archäologische Befunde können zu einer Korrektur der gängigen Interpretation schriftlicher Quellen führen, wie das Beispiel Solnhofen zeigt⁷²⁾.

Alle diese Hilfen, deren Zahl sicher noch vergrößert werden kann, zeigen, daß die Archäologie dem Mittelalterhistoriker als »Hilfswissenschaft« dienen kann. Sie ist als solche auch immer wieder angesprochen worden. H. Beumann hat sogar das Muster der Diplomatik herangezogen⁷³⁾, um das Verhältnis zwischen Archäologie und Geschichte zu verdeutlichen. Genau so wie der Diplomatiker bei der Urkundenkritik zuerst die äußeren und inneren formalen Merkmale untersucht, ehe er die inhaltlichen Bestandteile bewertet, sollte auch der Archäologe zuerst seine Ergebnisse erarbeiten. In der Tat könnte man Datierung und Typologie mit der Arbeit des Diplomatikers vergleichen. Aber mit diesem Arbeitsgang hat sich nur der Archäologe zufriedengegeben, dem die historische Fragestellung aus dem Blick gekommen war.

69) Vgl. oben S. 640 f.

70) Diese Funktion wird in dem archäologischen Kommentar von H. Jankuhn in der 3. Auflage des *Germania*-Kommentars von R. Much deutlich (1967).

71) Vgl. dazu W. SCHLESINGER (wie Anm. 1) S. 19, S. 26 f.

72) Vgl. dazu Protokoll Nr. 196, S. 100 (Milojčić), S. 102 (Rexroth), S. 103 (Böhner).

73) Vgl. Protokoll Nr. 191, S. 95.

